

Kroesch betont die Beeinflussung des deutschen Bedeutungswandels durch Analogie lateinischer Verhältnisse, die in den deutschen Wörterbüchern meist vernachlässigt wird. Zur Veranschaulichung werden die Schicksale der deutschen Entsprechungen zu lat. *ars* verfolgt. Der umfangliche Bedeutungskreis von *ars* wurde zuerst ahd., auch noch mhd. durch *list* gedeckt. *Kunst* dagegen bedeutete ahd. noch *scientia*, erst im höfischen Epos greift es zunehmend in den Bedeutungskreis von *list* über, und allmählich, völlig erst in nhd. Zeit, wird *list* auf seine heutige Bedeutung eingeengt. *List* hat sich also unter dem Einfluss von lat. *ars* entfaltet, *kunst* dagegen folgte zunächst dem Vorgang von dt. *list*. Später bildete es Komposita nach lat., schliesslich auch nach frz. Analogie.

Stark untersucht die Verteilung anderweitig fehlender oder seltener Wörter im ahd. Tatian und findet ihre Dichtigkeit in kleinen Abständen schwankend, während bei Zusammenfassung grösserer Partien Ausgleich eintritt. Er schliesst, wie ähnlich schon Köhler, auf wechselnde Verteilung kurzer Pensen (von ca. je 1 S.) auf eine grössere Zahl von Uebersetzern (ca. 10-15).

Kellogg sucht, auf Collitz (MLN. 32, 207, 449) fussend, die Herausbildung der um einen Stammkonsonanten gekürzten reduplizierten Präterita *lie*, *vie*, *hie*, *gie* seit spät-ahd. Zeit, ihre Verfestigung zur Gruppe in mhd., Rückgang und Verschwinden in nhd. Zeit zu verstehen. Einzelne Fälle von Differenzierung des Sing. und Plur. Prät. bestanden schon ahd.: *spéo* / *spiwum*, *blou* / *blūcum*, von ihnen einzig *hio* / *hiowum* der reduplizierenden Klasse angehörig. Zu ihnen gesellte sich schon bei Notker vereinzelt nachweisbares *lie*, das seinerseits nach dem Muster der bei Notker allein herrschenden 2. Imp. *lā* gebildet war. Dass *gie*, *hie*, *hie* nach *lie* geformt seien, wird nicht deutlich, scheint aber die Meinung des Autors. In nhd. Zeit verschwindet die Gruppe im Zusammenhang mit der Ausgleichung der starken Präterita überhaupt.

Taylor handelt über die Filiation des Schwankes vom Richter und dem Teufel.

Howard gibt ein anziehendes Bild von Lessings Art. Der Amerikaner empfindet stark die Verwandtschaft des protestantischen Neu-England mit dem Deutschland der Lessing-Zeit. Namentlich im Religiösen ist Lessings Haltung eminent protestantisch (mit Tillich gesprochen: das „protestantische Prinzip“ des Ernstmachens war ihm innerste Natur). Lessing war nicht eigentlich ein repräsentativer Deutscher (er liebte nicht Natur, Musik usw.); aber er liebte sein Volk in einer spezifisch deutschen, individualistischen Art, sah es als eine Versammlung von Individuen, nicht als staatliche Gemeinschaft.

Porterfield zeigt, dass Lessing mehr als irgendein anderer Grosser der deutschen Literatur die Wiederholung gepflegt hat, Wiederholung von Worten, Gedanken, Bildern, Szenen. Sogar ganze Werke wiederholen sich, bis die eigentlich klassische Prägung dasteht. Dass Wiederholung von Worten und Gedanken bei Lessing dem Bedürfnis intensivster Durchdringung dient, hat Gundolf gezeigt; doch nicht nur logischer Durchdringung: Verf. sieht richtig, dass die wiederholten Worte gutenteils „Affektträger“ (im Sinne Sperbers) sind.

Feise gibt, angeregt durch Sievers' sprachmelodische Forschungen, eine geistreiche Studie über die parodistische Verwendung Schillerscher Strophen in Heines Zyklus „Unterwelt“. Schillers gemessene, monopodische, pathetische Verse werden von Heine herabgedrückt, indem ihnen der geläufige, dipodische, skurrile Rhythmus der vorausgehenden Heineschen Verse aufgedrungen wird. Heine hat Schiller, in dem er den Edelsten der deutschen Dichter ehrte, gewiss nicht aus Mangel an Achtung zu parodieren unternommen: in Wahrheit ironisiert er sich selbst, seinen schmerzlich empfundenen Abstand von Schillers innerer Grösse.

Malone, „Anglist und Anglizist“: das moderne Gelehrtenwort *Anglist* bedeutet mehr den Kenner Englands, das ältere und gemeinsprachliche *Anglizist* meint im besonderen den Kenner, ursprünglich sogar den Anwalt englischer Sprache und Literatur.

Bonn. Hempel.

Wilhelm Havers, *Handbuch der erklärenden Syntax*. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. Heidelberg, Winter. 1931. XVII, 292 S. 8°. [Indogermanische Bibliothek, Erste Abteilung, erste Reihe.]

Ein so anziehendes und lehrreiches Buch wie das vorliegende kommt einem nicht oft in die Hände. Soviel ich sehe, ist es ein Werk, dem seiner Art nach kaum etwas zur Seite zu stellen ist. Die gewöhnlichen Lehrbücher der Syntax, auch mein eigenes, gehen aus von den Tatsachen, suchen diese zu ordnen und zu erklären. Havers geht den umgekehrten Weg. Er handelt von den Bedingungen, unter denen die syntaktischen Erscheinungen stehen, von den Triebkräften, die bei ihrem Zustandekommen walten, von dem Ineinandergreifen von Bedingungen und Triebkräften, also von den in der äusseren Sprachform liegenden Bedingungen, von den durch die Volksseele gegebenen Bedingungen, von den syntaktischen Fehlern und ihren psychischen Bedingungen, von den Bedingungen der natürlichen Umwelt, der Kulturumwelt, der sozialen Umwelt, von dem Streben nach Anschaulichkeit, nach emotionaler Entladung, nach Kraftersparnis, nach Ordnung, nach Schönheit des Ausdrucks, von den sozialen Rücksichten, die auf die Sprache Einfluss haben. Es ist eine reiche Fülle von Gesichtspunkten, deren Bedeutung nun im einzelnen geprüft und an einer reichen Fülle von Einzelercheinungen verfolgt wird. Die Beispiele sind vorzugsweise den Schulsprachen entnommen, denn das Buch wendet sich, viel zu bescheiden, in erster Linie an Studierende der alten und neueren Sprachen. Es ist die umfangreiche syntaktische Forschung der neueren Zeit, die ihm vor allem den Rohstoff darbietet. Aber es kommt vielfach eigene Beobachtung hinzu; es gelingt ihm manche scharfsinnige Einzeldeutung, und es kommt zu wertvollem allgemeinerem Gewinn. Ich nenne die glückliche Verteidigung der Grimmschen Anschauung über die Entstehung des grammatischen Geschlechts, die Unterscheidung von Konstruktionsmischungen und Erinnerungsmischungen, die Vermutung, dass das Schwinden des Sandhi dem Aufkommen des Schriftbildes sein Dasein verdanke; dass die Entstehung und die Ausbreitung einer Erscheinung nicht auf die gleichen Ursachen zurückzugehen brauchen.

Es versteht sich, dass gegenüber einem solchen Werke mancherlei Ergänzungen und abweichende Anschauungen möglich sind, und es sind nicht immer die zuverlässigsten Gewährsmänner, auf die er sich stützt. Gleich im Inhaltsverzeichnis vermisste ich unter den Bedingungen der syntaktischen Fehler die Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses, die namentlich bei der Entstehung von neuen Wörtern eine

gewichtige Rolle spielt. — Für die unter Umständen verhängnisvolle Rolle der Textkritik ist eines der hübschesten Beispiele die Tatsache, dass ganz allgemein an ein mhd. *diu baz* u. dergl. geglaubt wurde, bis ich die Entdeckung machte, dass dieses *diu* vor Komparativ nur in der Einbildung der Kritiker lebte, vgl. PBB. 42, 288. — Ein sehr schöner Beleg für das Schwinden der Satzpause (S. 26) ist ahd. *wanda* denn, das aus *hwanda* „warum“ hervorgegangen ist. — An der Meinung, dass *zwischen* . . . und *zwischen* hauptsächlich mundartlich sei, tragen wohl meine Beispiele die Schuld; ich bemerke aber, dass Pauls Wörterbuch Beispiele aus Lessing und Grillparzer anführt. — Der isoliert-emphatische Nominativ findet sich im Deutschen schon bei Isidor, vgl. Reis, Zur ahd. Wortstellung, Zs. f. d. Ph. XXX, 223. — Bei dem Streben nach emotionaler Entladung hätte es sich empfohlen, meinen grossen Aufsatz über Wiederholung PBB. 30, 431 zu verwerten.

Wenn ich auf meine abweichenden Anschauungen kommen darf, so nehme ich gleich auf S. 1 Anstoss an dem Ausdruck „Syntaktische Fehler“. Havers weiss natürlich genau, dass im Sinn der Schule jede Veränderung der Sprache ein „Fehler“ ist; eigentlich handelt ja sein ganzes Buch über Sprachfehler; aber gerade die Studenten sollen doch lernen, dass diese Anschauung eben falsch ist. — Wenn Havers wieder dafür eintritt, dass das historische Präsens uralte sei, so muss ich fragen: Wie kam dann der Tatianübersetzer dazu, jedes Praesens historicum seiner Vorlage in das Präteritum zu verwandeln? — Statt des Satzes: „wenn in nhd. Dialekten der alte possessive Genitiv fast gänzlich verdrängt ist“, würde es besser heissen: „in den nhd. Dialekten“. — Für die Wandlung von mhd. *einen etwaz verhehn* zu *einem etwas verhehlen* braucht man nicht den allgemeinen Typus *ich gebe dir etwas* zu bemühen; *ich verberge dir etwas* liegt nahe genug. — Dass in den meisten Fällen, wo eine Person im Vokativ angesprochen wird, mehr oder weniger der Affekt sich geltend mache, bestreite ich aufs Entschiedenste, vgl. meinen Aufsatz über „die Anredeform“ bei Schiller, Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft, 9, 3. — Wenn bei engl. *day* und *night* der Artikel fehlt, so ist das nicht ein Verlust, der die Folge einer Neigung zur Personifizierung ist,¹⁾ sondern der Artikel fehlt, wie er früher gefehlt hat, in Fortsetzung der Tatsache, dass bei *tag* und *nacht* die unterscheidende Rolle des Artikels kaum Platz griff. — Ganz unglücklich erscheinen mir die Ausführungen über das Zurücktreten unpersönlicher Verben zugunsten persönlicher Konstruktionen (S. 105). Es soll das eine besondere Eigentümlichkeit des Englischen sein; die Erscheinung soll eine Folge sein des Wachstums des Selbstbewusstseins gegenüber einer Zeit, die glaubte, dass geheimnisvolle Mächte hinter den Vorgängen stehen; in ihr sollen die Tatkraft und das Selbstbewusstsein des Engländer Ausdruck finden. Aber auch das Deutsche kennt die Tatsache, freilich wohl in etwas geringerem Umfang, und der Vorgang vollzieht sich in etwas späterer Zeit. Das Deutsche ist also offenbar von dem Glauben der Urväter später abgerückt als das Englische! Dass das Zurückweichen des unpersönlichen Verbs Ausdruck der Tatkraft, des Selbstbewusstseins sei, ist eine Anschauung, die von Aronstein stammt. Sie ist ein anschauliches Bei-

spiel für die bisweilen recht leichtfertige Art, wie heute gelegentlich Sprachart und Volksart miteinander in Verbindung gebracht werden. W. van der Gaaf hat 1904 in den Anglistischen Studien, Heft 14, eine Arbeit veröffentlicht: *The Transition from the Impersonal to the Personal Construction in Middle English*. Unter den Verben, die die unpersönliche Konstruktion nicht beibehalten haben (S. 40 ff.), finden sich fünf, bei denen überhaupt eine Tätigkeit des Subjekts in Betracht kommt: *liken, listen, longen, pinken* (= denken und dünken). Bei allen andern verhält sich das Subjekt leidend: *me burp, me ist wel, bet, wo, lof beon, dremen, gegnen, happen, lakken, meten, myster, neden, wanten*. *hrewen* gehört überhaupt nicht in diesen Zusammenhang. Das ist die berühmte englische Tatkraft! — Die „Vorherrschaft der Substantivkonstruktionen“ in den modernen Sprachen ist gewiss gefördert durch das Bedürfnis der Zeitungen an Ueberschriften, an Schlagzeilen. — Die starke Ablehnung der individuellen Wortschöpfung halte ich nicht für zutreffend. Havers rechnet doch wohl die Verdeutschungen Stephans nicht zur Fachsprache; ich erinnere ferner an Goethes Weltliteratur¹⁾, Tiecks *Waldeinsamkeit*, an die *Kleinbahn*, die der Eisenbahnpräsident von Mühlentfels gefunden hat, an Gundolfs *Urerlebnis*. — Dass gerade Oehmann die von Havers übernommene Behauptung aufstellt, ein nur Schriftsprache redender Mensch sei ein Monstrum, wundert mich. Solche Monstra sind gerade bei Balten nicht ganz selten, hinter denen keine Mundart steht; ich hatte in Basel einen baltischen Kollegen: in der ausgelassensten Gesellschaft konnte man einen Stenographen neben ihn setzen und dessen umgeschriebene Aufzeichnungen ohne weiteres in die Druckerei schicken. — S. 141 übernimmt H. von Neckel den Satz, dass *dominus* „nach Du Cange immer vorsteht“. Du Cange hat das nicht gesagt, wie man nach Neckels Worten glauben sollte, sondern er hat nur solche Beispiele, wo *dominus* vorsteht. Der Satz wäre auch falsch, denn *dominus* kommt auch in Nachstellung vor; die Frage ist aber nicht die, ob das einzelne *dominus* vorsteht, sondern ob es die Regel ist, dass derartige Appositionen im Mittellateinischen vorstehen, und das muss verneint werden; vgl. z. B. Tat. 5, 6 David rex, 6, 2 Christus dominus, 7, 9 Anna prophetissa, 2, 1 Herodis regis, 50, 1 Esaiam prophetam, ebenso 13, 3; 21, 12; 69, 9; 78, 8 sub Heliseo propheta, 117, 1 Ihesus propheta, 145, 11 a Daniele propheta. Aber noch eine andere Tatsache schliesst lateinischen Einfluss aus, dass nämlich schon in der Thidreksaga die Vorstellung beginnt, und zwar insbesondere bei jüngeren Titeln, während bei den älteren wie *konungr* die Nachstellung fort dauert. Und hier liegt gewiss kein pergamentenes Deutsch vor. — Erheblichen Anstoss nehme ich an dem Satze S. 149, wonach „die sparsame Verwendung von Adverbien als ein Hauptcharakteristikum des Neuenglischen gelten kann“. Der Satz ist offenbar veranlasst durch den Schluss des § 109 von Deutschbeins Handbuch der englischen Grammatik: „Es ist daher verständlich, dass das Ne. von dem Adverbium nur geringen Gebrauch macht.“ Aber dieser Satz ist eine unberechtigte Verallgemeinerung von dem, was im Eingang desselben § 109 steht, „dass die Sprache eigentlich des Adverbs, besonders (von mir gesperrt) des qualitativen, nicht be-

¹⁾ Es ist eine Annahme von Deutschbein, die Havers hier übernimmt.

¹⁾ Das bei Fischer fehlt. Es scheinen überhaupt alle Zusammensetzungen von deutschen Bestandteilen mit fremden zu fehlen.

darf“. Der Satz kann nur vom qualitativen, nicht besonders vom qualitativen gelten; ernsthaft kann doch niemand behaupten, dass eine der uns nahestehenden Sprachen vom örtlichen Adverb nur sparsamen Gebrauch mache. Tatsächlich spricht Deutschbein im ganzen Paragraphen nur vom qualitativen Adverb. Dabei behauptet er: „... auch im Ne. sind die Adverbien auf *-ly* im Verhältnis nicht zu häufig.“ Leider wird nicht gesagt, im Verhältnis wozu? Ohne wirkliches Vergleichen ist ein derartiges Kennzeichnen einer Spracheinheit wertlos. Wie stehts nun tatsächlich mit dem Adverb auf *-ly* im Neuenenglischen? Ich habe bei Bret Harte, *On the old trail* (Tauchnitz 3598) S. 7—30 durchgesehen und 104 Beispiele dafür gefunden, ferner bei Wilkie Collins, *The legacy of Cain II* die Seiten 129—150, die 63 Belege ergaben. Das scheint mir, absolut betrachtet, keinen geringen Gebrauch zu erweisen. Und „verhältnismässig“? Ich habe eine flüchtige Gegenprobe gemacht. Bei Hauff, Lichtenstein (Bibliogr. Institut), S. 100—110 stehen 20 Beispiele des qualitativen Adverbs, also zwei auf die Seite, im Jürg Jenatsch S. 100—110 27 Beispiele, d. h. drei bis vier auf die Seite. Wonach ist also das „verhältnismässig“ berechnet? Man sieht, wie gefährlich es ist, allgemeine Sätze auszusprechen. — Die Erklärung, die der „Altmeister“ Hildebrand für *wiljau* gegeben hat, stimmt nicht recht mit der Bedeutung des Optativs; eine andere Erklärung in meiner Syntax 2, 231, die unabhängig davon auch von J. Wackernagel vorgetragen wird.

Die Anmerkungen enthalten eine gewaltige Menge von literarischen Hinweisen. Manches könnte noch nachgetragen werden. Ich lege Wert auf die Feststellung, dass die Lehre vom Untergang des funktionslos Gewordenen zuerst von mir auf der Marburger Philologenversammlung vorgetragen und dann in den Beiheften des deutschen Sprachvereins H. 36, 271 veröffentlicht ist.

Giessen

O. Behagel.

Ernst Kieckers, Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik. München, Max Hueber, 1928. XX, 288 S.

Es war im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts, als ich mit einem ausgewählten Kreise von Studierenden altfriesische Uebungen abhielt. Diese Herren haben zu meist ihre Wissenschaftlichkeit später bewährt. Von einem unter ihnen pflegten wir damals zu scherzen, dass er den ganzen Brugmannschen Grundriss auswendig kenne, und ich hatte oft meine Not, seine eifrige Teilnahme einzudämmen und immer wieder zu betonen, dass wir in jenen Stunden altfriesische und nicht indogermanische Uebungen halten wollten. Dieser regsame und wissensreiche Studio war Herr Kieckers, der Verfasser des vorliegenden Handbuchs, das hier durch meine Schuld erst so spät angezeigt wird. Immer wieder wurde ich bei seiner Lektüre an das schöne Semester von anno dazumal erinnert. Denn der Nachdruck in dem Titel des Werkes liegt ohne Frage bei dem Worte „vergleichend“, weniger bei dem Worte „gotisch“.

Das Buch ist für Anfänger bestimmt, und sein Vorwort schliesst mit einem Stoßseufzer über die moderne Schulreform und die durch sie geschädigte grammatische Schulung. Der Verf. ist nur gar zu sehr im Recht, und ich will aus meiner Praxis ein paar Zahlen für ihn sprechen lassen. Wer vergleichende gotische Grammatik treiben will, muss Griechisch können, d. h. vom humanistischen Gymnasium kommen. Alle drei Jahre halte ich ein gotisches

Proseminar ab. Im Jahre 1922 stellten die Gymnasiasten noch 35 Prozent der Teilnehmer, 1925 nur 26, 1928 nur 18, 1931 gar nur noch 13 Prozent. Die Zahl meiner Proseminaristen war jedesmal gross genug, und meine Listen wurden gewissenhaft geführt, so dass ich solche Aufstellungen verantworten kann. Nimmt man hinzu, dass z. B. die wissenschaftliche Staatsprüfungsordnung in Preussen für Deutsch als Hauptfach nur Kenntnis der „Elemente des Gotischen“ verlangt, dann dürfte wohl das gotische Göschenbändchen Aussicht auf weitere Auflagen haben, nicht aber dieses teure Handbuch von Kieckers. Es wird unsere Aufgabe sein und bleiben müssen, auf dieses gefährliche Loch germanistischer Vorbildung in Vorlesungen und Uebungen fest den Daumen zu legen, damit es nicht von Semester zu Semester grösser werde. Für junge Dozenten, die Gotisch lesen, ist das Buch ohne Frage brauchbar, aber sein Absatz in Anfängerkreisen scheint mir hoffnungslos.

Die linguistische Gelehrsamkeit des Verf. steht ausser Zweifel. Aber dem Anfänger muss es vor den Augen schwirren, wenn er diese langen Reihen vergleichbarer Formen aus allen indogermanischen Sprachen und Dialekten überschaut. Dazu diese bunte Transskription! Idg. **iuuñkós* > urgerm. **iuyungoz* > **juungoz* > **jūngoz* > **jungaz* > got. *juggs* (S. 27) oder vorgerm. **stōuejeti* > urgerm. **stōys[i]idi* > **stōyid[i]* > got. *stōijþ* (S. 40) und viele andere Beispiele schrecken einfach ab, den Anfänger, weil er sie nicht versteht, jeden anderen, weil er nicht mehr an solchen Schematismus glaubt. Oder man lese etwa die Seiten über die Labiovelare u. v. ä. Von den starken Rissen, den die moderne Dialektforschung in die Starrheit alter stolzer Mauern gefügt hat, ist in dem Buche leider nichts zu spüren. Gleich die glatte Einteilung des Germanischen S. 3ff., Begriffe wie Urostgermanisch, Urnordgermanisch, Urwestgermanisch (S. 130 gibt es sogar ein Frühgotisch) sind heute überholt, denn z. B. im Friesischen steckt vom Anfang seiner Ueberlieferung an auch Niederdeutsches, im Niederdeutschen Hochdeutsches, im Hochdeutschen Gotisches, im Skandinavischen Angelsächsisches oder umgekehrt. Der Verf. ist eben viel zu wenig Historiker (im engeren Sinne), er ist Theoretiker und Schematiker. Demgegenüber ist wirklich Neues für die gotische Grammatik in dem Buche kaum zu finden. Freilich in schwierigen Fragen geht der Verf. den bequemeren, aber nicht immer förderlichen Weg: er schwört in verba magistri, d. h. er zitiert seines Lehrers Streitberg Gotisches Elementarbuch (seltener Jelinek oder Braune). Und von dort bringt er nun die Sieverssche Zauberformel der Intonation mit (gleich S. 7, 8, 9, 10, 15 und aller Orten). Hätte er uns doch in der Einleitung, statt vom Tocharischen, Messapischen u. v. a. zu erzählen, endlich über diese geheimnisvolle Kraft und die Art ihrer Wirkung gemeinverständlich unterrichtet! So aber muss ich bei der Skepsis beharren, der ich im Vorwort meines *Ulfilas* 13. 14 S. XI Ausdruck gegeben habe. Allerdings der Intonation zuliebe Röm. 9, 20 das *gadikis* der Hs. beizubehalten, davor hat den Verf. doch sein linguistisches Gewissen bewahrt: S. 59 steht *gadigis*.

Das Buch, das gewiss überaus schwer zu setzen und zu korrigieren war, ist beinahe druckfehlerfrei. Leider fehlt ihm ein Register.

Marburg (Lahn).

Ferd. Wrede.